

Gott liebt, Allah nicht

Warum Gottesebenbildlichkeit so wichtig ist – Ein Vergleich zwischen Islam und Christentum

Wer eine fremde Religion verstehen will, muss ihr Gottesbild studieren – und wird dabei zugleich ihr Menschenbild kennenlernen. Denn „*das Menschenbild ist ein Spiegel des Gottesbildes*“, weiß der Münchner Verleger Ingo Resch.



Im Programm seines Verlages geht es um politische und gesellschaftliche Fragen, auch solche, die Religion und Integration betreffen. Einer seiner prominenten Autoren ist der zum Christentum konvertierte ehemalige Imam der Kairoer Al-Azhar Universität, Mark Gabriel. Wenn Resch ihn zu Verlagspräsentationen einlädt, kann er sich nur mit Personenschutz bewegen – mitten in München. Jetzt hat der Verleger selber zur Feder gegriffen und sich auf kürzestem Raum an einen Vergleich zwischen Islam und Christentum gewagt. Daraus ist ein nur 66 Seiten kleines, nachdenkliches Büchlein geworden.

Natürlich beginnt Resch mit der Frage nach Menschen- und Gottesbildern in beiden Religionen, die unterschiedlicher kaum sein könnten. Für Christen – und Juden – ist der Gedanke der „Gottesebenbildlichkeit“ zentral. Der Mensch wurde als Ebenbild Gottes geschaffen. In jedem einzelnen Menschen wird Gott sichtbar. Von daher rühren alle unsere Vorstellungen von unantastbarer Menschenwürde, von Freiheit, Gleichheit und vom Wert des Individuums. Alle abendländische Rechtskultur geht darauf zurück.

Im Islam ist diese Vorstellung Frevel. Der Mensch wird zwar auch von Allah erschaffen, aber nicht in Ebenbildlichkeit zu Allah. Weil die Menschen nicht Ebenbild Allahs sind, sind sie auch nicht gleich, weder vor Allah noch auf Erden. Männer, Frauen oder Ungläubige haben sehr unterschiedlichen ethischen und rechtlichen Status. Bis hin zur Sklaverei, die im Koran vorkommt und als gerecht gilt, weil von Allah gegeben. Im Islam ist die Bestimmung des Menschen nicht Freiheit und Selbstentfaltung, sondern absoluter Gehorsam gegen Allah. Das Wort „Islam“ bedeutet übersetzt: Unterwerfung.

Dramatisch deutlich wird die christliche Vorstellung von der Gottesebenbildlichkeit des Menschen in der Figur Jesu Christi. Für Christen kommt das Göttliche in die Welt – als Mensch. Für Mohammedaner kommt das Göttliche in die Welt – als Buch. Das christliche Äquivalent zum Koran ist darum nicht die Bibel, wie hierzulande oft auch gebildete Personen denken, sondern Jesus Christus. Das macht für Christen den Umgang mit ihrem Gott einfacher: Der Mensch Jesus ist deutbar, und heute darf man ihn durchaus anders deuten als vor 2000 Jahren. Der Koran dagegen, das geronnene Wort Gottes, lässt für Deutung keinen Raum, heute so wenig wie vor 1400 Jahren. Jesus Christus lebt, der Koran nicht.

Elementar ist für Christen auch die Vorstellung vom liebenden Gott. Gott liebt alle Menschen, sogar die, die ihn nicht lieben. Resch: „Deshalb lehrt Jesus, auch unsere Feinde zu lieben.“ Zur Liebe gehört die Freiheit: „Die Nachfolge Jesu ist immer freiwillig.“ Mohammedaner können sich das nicht vorstellen. Allah liebt nicht, sondern herrscht absolut und befiehlt. Aus islamischer Sicht muss der Mensch Muslim sein und ist es von Natur aus. „Nicht Muslim zu sein, ist eine Auflehnung nicht nur gegen die Gebote Allahs, sondern gegen die von Allah gewollte und geschaffene Natur des Menschen – geradezu eine Perversion“, erläutert Resch und zieht daraus die muslimische Schlussfolgerung: „Mit

solchen Verworfenen kann es keine Gemeinschaft geben.“ Manchen Leser wird das zu einer naheliegenden Frage führen: Darf man dann realistisch erwarten, dass sich Muslime in eine nicht-muslimische Gesellschaft integrieren wollen?

Ein Mohammedaner kann nicht auf Allahs Gnade vertrauen. Er muss sie sich erwerben durch Gehorsam und Allah gefällige Werke. Der Islam ist eine Religion extremer Werkgerechtigkeit. Nur in einem Fall gibt es für den Mohammedaner Gewissheit, ins Paradies zu kommen: Wenn er als Märtyrer im Kampf für Allah und die Verbreitung des Islam stirbt. Im Grunde ein einfacher Tausch, meint Resch: „Märtyrertod gegen Paradies.“ Es ist nicht politisch korrekt, aber Resch spricht es aus: „Das Phänomen des Terrorismus, die Selbstmordaktionen finden auch in diesem Gedanken ihren Nährboden.“ Für Christen befremdlich ist dabei auch die eher schlichte mohammedanische Vorstellung vom Paradies: Es geht nicht um eins sein mit dem Schöpfer, sondern um ewige Lust.

Ein ganz eigenes Gottesbild zeigt sich auch in der strikten islamischen Pflicht zum Gebet, fünf Mal am Tag. Aber Gebet ist nicht gleich Gebet. Was für den Christen Zwiesprache mit Gott, ist für den Muslim ritueller Akt mit ritueller Formel. Wird der Gebetsritus nicht korrekt ausgeführt, gilt das Gebet nicht, fürchten fromme Muslime. Wenn die Gebetsformel in Mekka bei der Kaaba gesprochen wird, hat sie den 100000fachen Wert eines Gebetes zuhause – Allah als Gebetsbuchhalter und oberster Bürokrat.

Im Islam geht es weniger um spirituelle Erbauung, sondern um Herrschaft. Trennung von Staat und Kirche – richtiger: Moschee – ist nicht möglich. Resch: „Der Islam ist Staat.“ Und will herrschen, absolut. Das Werkzeug seiner Herrschaft ist die Scharia, das Gesetz Allahs, abgeleitet aus dem Koran und hunderttausenden Aussprüchen des Propheten, den Hadithen. In der Scharia wirkt unumstößliches göttliches Gesetz schon auf Erden. Nicht der Mensch herrscht, sondern Allah. Demokratie, Herrschaft des Volkes, im Grunde alle westliche Verfassungsordnung ist darum mit islamischem Rechtsverständnis kaum zu vereinbaren, glaubt Resch. Zu seiner Skepsis passt europäische historische Erfahrung: Versuche, Gottes Reich auf Erden zu errichten, haben stets nur ein Ergebnis – schlimme Gewalt und schlimmes Unrecht.

Heinrich Maetzke
